

Die
Landes- und Kirchen-Geschichte

des
Herzogthums Nassau

von den ältesten Zeiten bis zur Reformation

in übersichtlichem Zusammenhang

erzählt

von

M. Ulrich,
Pfarrer zu Heddenhausen.

Zweite Auflage.

Wiesbaden.
Verlag von Christian Eimbarth.
1862.

Erstes Kapitel.

Wie das Leben, insbesondere das religiöse Leben, der ältesten Bewohner unseres Herzogthums beschaffen war, ehe das Christenthum ihnen bekannt wurde.

(Vom 1.—4. Jahrhundert.)

Groß und wunderbar sind die Veränderungen, welche im Laufe der Jahrhunderte mit den Ländern und Völkern der Erde vor sich gehen. Davon zeugt auch die Geschichte unseres gesammten deutschen Vaterlandes. Ohne alle Ruhmsucht können wir mit Recht behaupten und von ganzem Herzen uns darüber freuen, daß wir Deutsche eines der schönsten und herrlichsten Länder des ganzen Erdkreises bewohnen. Insbesondere „birgt unser Herzogthum Nassau, ob schon nicht von sehr großem Umfange, doch des Schönen, Ausgezeichneten und Merkwürdigen so viel in seinem Innern, daß selbst die vielen Tausenden von Fremden, die daselbst oft aus weiter Ferne jährlich besuchen und schon Größeres, Erstaunenswürdigeres gesehen haben, es nicht unbefriedigt wieder verlassen.“ Seine Wälder und Gebirge mit den mannigfachsten unterirdischen Schätzen an Silber und Blei, Kupfer und Eisenstein, Braunkohlen und Töpfererde, Marmor, Schiefer und Salz u., mit den sonnigen Rebhügeln, die den edelsten Wein Deutschlands erzeugen; seine zum Theil mit Dampfschiffen befahrenen Flüsse und mit Eisenbahnen durchzogenen Thäler mit ihren üppigen Fluren, voll der edleren Getreide und Obstsorten, mit ihren zahlreichen Mineralquellen, die über die ganze Erde hin berühmt sind und jährlich Schaaren von Leidenden aus allen Ländern Europas um sich versammeln; seine blühenden Städte und Dörfer, seine stattlichen

Schlösser, Burgen und Höfe mit ihren vielfachen landwirthschaftlichen und industriellen Anstalten, mit ihren zum Theile prachtvollen Kirchen und Schulen entfalten einen ungemeinen Reichthum reizender und wechselnder Natur- und Kunstschönheiten, bei deren erhebendem Anblick schon Mancher in den begeisterungsvollen Ausruf eines heimgegangenen Nassauers eingestimmt hat:

„Vom Rhein bis an der Donau Strand,
Vom Taunus bis an's Alpenland
Ist Keins so reich und schön!
In Keinem quillt ein Rebenfaß
Dem Müdeheimer gleich!
In Keinem wechseln Thal und Höhen
Und Flur und Wald so wunderschön,
Als hier im nassen Reich!
O wech' ein Land, das Kranken selbst
Verjüngtes Leben schafft!“

(Hr. Fliedner + 1813.)

Von all' den genannten herrlichen Vorzügen, deren jetzt unser schönes Vaterland sich freut, war aber vor 1000 Jahren noch weniger vor 16 bis 1800 Jahren, kaum eine Spur zu finden. Damals, als unser göttlicher Erlöser auf Erden umherwanderte im gelobten Lande Palästina und selber dem Menschengeschlechte das Evangelium predigte, war die ganze Gegend unseres jetzigen Herzogthums, sowie das gesammte deutsche Land voll undurchdringlicher Wälder und Sümpfe und Wildnisse. Die Schriftsteller jener Zeit reden von den Gegenden des heutigen Deutschlands, von seinem Klima, seinen Produkten und Thieren, wie wir heutzutage von Sibirien und Lappland oder sonst einem der nördlichen Erdstriche. Eine alte Nachricht erzählt uns, daß ein ungeheurer Wald von 60 Tagereisen und 9 derselben breit sich fast über ganz Deutschland durch Berg und Thal hingezogen habe. — In diesen Urwäldern hausten furchtbare Thiere und Gewürme, die jetzt unter uns gar nicht mehr, oder doch nur in wenigen Gegenden Deutschlands gefunden werden, der riesige Ur (Auerochse) und das Elenthier, der Wolf und der Bär, der Adler und der Falke x. Die wilde Natur lieferte an Erzeugnissen kaum einige Kräuter, Beeren, wildes Obst, Wurzeln, besonders große Kettige. Auf den hier und da dem Sonnenlichte offenen Tristen aber weideten kleine wilde Kasse, fand das Rindvieh und etwa die

Gans gute Nahrung. Nur Hafer, Hanf und Gerste gewann die Kunst dem Boden ab. Der Schooß der Erde lieferte Salz, das älteste Gewürz (Salzquellen im Niedriker Thale, Soden x.) Von Gold und Silber wußten die alten Deutschen noch Nichts. —

Dem rauhen Lande entsprachen auch seine Bewohner. Als die ältesten Einwohner unseres Herzogthums zur Zeit des Herrn und in den drei ersten Jahrhunderten nach Christo werden uns mehrere deutsche Volksstämme genannt. Zunächst die Sigambrier (nördlich von der Lahn bis weit über die Sieg hinaus), ein angesehenener, mächtiger Volksstamm. Es waren dies die alten Westerwälder, welche ein römischer Dichter (Ovid) mit dem Beinamen der „ungezähmten“ (indomiti) beehrte und ein anderer Römer (Juvenal) die „wilben“ (torvi) nannte und die wieder in mehrere kleinere Stämme sich theilten: die Istävonen, Juhonen, Nesterianer (Nisterbewohner) x. Zwischen der Lahn, dem Rhein und dem Main wohnten die Mattiaken, welche wieder zu dem größeren Volksstamme der Chatten (oder Sueven) gehörten. Westlich von diesen befanden sich die Alemannen und die Ufipeter, von denen der Bach Ufe bei Ufingen seinen Namen tragen soll. Ein deutscher Volksstamm, die Uhier, der vor Christo im südwestlichen Theile unsres Herzogthums wohnte, siedelte sich im Jahre 39 nach Christo auf das linke Rheinufer über. Diese Ur-einwohner unsres Landes waren, wie auch die übrigen alten Deutschen (Germanen nannten sie die Römer) groß und stark von Natur, von mehr als 7 Fuß Höhe; wie Riesen erschienen sie den andern südlichen Völkern Europas; halbnackt mit langwallenden blonden Haaren, meist nur mit Thierhäuten bekleidet, deren Kopfende mit Rachen oder Hörnern geschmückt war, streiften sie, eine Riesenkeule oder einen gewichtigen Speer in der Hand, in den Wäldern umher. Ihre ursprünglichen Wohnungen haben wir uns als Hütten zu denken, um wenigstens künstlicher, als Höhlen, von Erdwänden und Pfählen, roh gefurmt, wo dieselbe Oeffnung das Licht herein und den Rauch hinausließ. Ställe waren nicht vorhanden; das Vieh blieb Tag und Nacht, auch im Winter, unter freiem Himmel; die Hürden selbst waren nur Umzäunungen mit Pfählen ohne Dach; die Wiesen und Felder lagen um die Hütte her; ein Graben oder Pfahlwerk befriedigte gegen Wild oder Feind. — Das deutsche Volk aber war ein thatenkustig Volk. Völlig thatlose Ruhe verur-

sachte ihm Pein, dünkte ihm ärger, als der Tod. Der alte Deutsche faßte das ganze menschliche Leben auf als Kampf und Streit. Der Männer liebste Lust war zunächst, in kühnen Jagden das gewaltige Wild in den Wäldern zu erlegen. „Die Kraft des Leibes wurde deshalb frühzeitig gestählt; das neugeborene Kind in kaltes Wasser getaucht, das heranwachsende durch jede Leibesübung abgehärtet; der Knabe schon ging mit dem Vater auf die Jagd oder warf sich bei Sturm und Wetter in den Strom und rang mit den Wellen; der Jüngling sprang nackt zwischen nackten Schwerdtern und Lanzenspitzen umher; der geringste Fehltritt konnte ihm das Leben kosten; nicht leicht aber ließ einer sich nachsagen, daß er nur eine Spur von Vangigkeit dabei an den Tag gelegt; solcher Schwerdtertanzen war das einzige Schauspiel, woran auch das Volk Gefallen fand, und der Beifall des Volkes lohnte die Recksten und Geschicklichsten reichlich.“ Die Waffe, Schwert und Lanze, Schild und Keule, ward die treue Freundin der so geübten tapferen Faust des Jünglings und des Mannes.¹⁾ — Aber nicht blos in der Jagd gegen die wilden Thiere des Waldes, auch im offenen Kampfe mit Menschen bezeugten unsere Urahnen ihre Thatenlust. Und hierzu bot sich reichliche Veranlassung schon bei Familienzwisten und persönlichen Streitigkeiten. Diese wurden mit dem Schwerde ausgeglichen. Wenn aus einer Familie ein Glied war verwundet oder erschlagen worden, so waren alle anderen Glieder derselben verpflichtet, ihren Verwandten an dessen Gegner oder an dessen ganzer Familie zu rächen (das Recht der Blutrache). Man glaubte, der Schatten des Gemordeten komme nicht eher zur Ruhe, bis sein vergossenes Blut an dem Mörder blutig gerächt sei, bis der Frevel selbst da liege in seinem Blute. So lange der alte Deutsche noch keinen Feind erschlagen hatte, galt er weder in seinen eignen, noch in den Augen seiner Brüder als ein rechter Mann. „Des erschlagenen Feindes Herz zu braten und zu essen, mehrete die Weisheit, und aus seinem Schädel als Pokal zu trinken, war ein Heilthum“ (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache). — Daneben aber gaben die schon damals wie leider! heute noch herrschenden Uneinigkeiten der verschiedenen deutschen Volksstämme Gelegenheit zu größeren Kämpfen, in denen oft ein Stamm den andern überwältigte. — Kam jedoch das deutsche Gesamtvaterland in Gefahr, von fremden Völkern überfallen

zu werden und seine Freiheit zu verlieren, dann ruhten die inneren Zwistigkeiten und Feindschaften; alle freien Männer traten zusammen zur Berathschlagung des Krieges, wählten aus ihrer Mitte den Tapfersten zum Führer des Heerzugs, hoben ihn jauchzend auf den Schild und begrüßten ihn als ihren „Herzog“ (der vor dem Heere zog.) Dieser ließ nun das Aufgebot zur Bewaffnung des ganzen Volkes (Heerbann) ergehen; von Hof zu Hof erscholl der Ruf und alle Wehrmänner scharten sich in furchtbarer Waffenrüstung zusammen auf dem Schlachtfelde. In den Kampf selbst zogen sie aber so fröhlich und wohlgemuth, als gehe es zum Hochzeitschmaus; dann sangen sie aus voller Brust ihre Lieder von den Kriegsgöttern, den alten Stammesfürsten und Helden, die vordem ihrem Volke im Kampfe vorangeleuchtet. Der Angriff begann mit wildem Kriegesgeschrei und unwiderstehlichem Ungestim; während die Männer fochten, hielten die Frauen hinter ihnen auf der „Wagenburg“, pflegten die Verwundeten, sangen den Ermatteten Muth ein, erdolchten die Feigen, die zurückflohen, und war Alles verloren, so würgten sie ihre Kinder und sich selbst, um verhaßter Knechtschaft zu entgehen. Siegten aber die Deutschen, wie gewöhnlich, wo es galt, die gemeinsamen Feinde von ihren Grenzen abzuwenden, so theilten sie die Beute und die Gefangenen untereinander und zogen wieder heim, ein Jeglicher hinter seine Pfähle. —

Eine solche heldenmüthige Schlacht schlugen die alten Deutschen in dem großen Teutoburger Wald (grade um die Zeit, da unser Heiland als einjähriger Knabe in Nazareth aufwuchs) gegen die Römer, welche damals Miene machten, das ganze germanische Land zu unterjochen. An der Spitze der vereinigten deutschen Völker stand der edle Cheruskerjüngling Hermann. Der heftigste Widerstand der Römer war vergeblich. Wie die Saat unter Hagelschloffen sanken ihre Tapfersten unter den deutschen Hieben hin; 3 Tage lang wurde an ihnen geschlachtet (denn ein Schlachten, nicht eine Schlacht mehr war es zu nennen); der römische Feldherr Varus, um nicht die Schmach seiner Niederlage überleben zu müssen, stürzte sich selbst in sein Schwert; nur wenige seines Heeres entliefen, um dem Kaiser zu Rom den furchtbaren Untergang seiner Legionen zu melden. An diesem großen Freiheitskampfe der Deutschen sollen auch die damaligen Bewohner unseres Nassauischen Landes Antheil genommen haben. Eine alte Sage berichtet wenigstens, daß vor dem

Beginne des Kampfes Hermann die Edelsten des Taunuslandes auf dem Gipfel des Feldberges zum Bund und Schwur gegen Rom versammelt habe; die Erinnerung hieran bewahrt noch heute der Name des am Fuße des Feldbergs quellenden „Hermannsborns.“ Doch versuchten die Römer bald darauf wieder in unserem deutschen Lande festen Fuß zu fassen; es gelang ihnen auch, unter ihren Heerführern Drusus und Germanicus dießseits des Rheins eine Strecke unseres jetzigen Herzogthums bis an den Taunus, wo sie ein Castell (eine Festung) anlegten, für sich zu erobern, allein die damaligen Bewohner des südlichen Nassaus, die Mattiaken, Chatten und Usipeter drängten gemeinsam die Römer bald so zurück, daß sie deren Hauptfestung Mainz belagerten und ihre Feinde zwangen, am Ende des ersten Jahrhunderts nach Christo alle ihre Eroberungen auf dem rechten Rheinufer aufzugeben. Nicht lange darnach fielen jedoch die Römer abermals in unser Land, begrenzten und besetzten unter ihren Feldhern, den nachmaligen römischen Kaisern Trajan (98), Hadrian (121), Julian (350?), Valentinian (371) den wiedereroberten südlichen Theil des Herzogthums durch den sogenannten Pfahlgaben, dessen Reste größtentheils noch jetzt bei Grenzhausen, Ems³), Kaufenselten, Idstein und Reifenberg sichtbar sind, legten sogar von ihrem Hauptquartiere Mainz aus Festungen und 3 römische Städte in unserem Lande an (zu Wiesbaden, dessen Heilquellen sie ihrem Gotte Apollo widmeten, zu Heddernsheim, wo eine Villa Hadrians stand, und bei Hofheim), die sie auch bis zum Jahre 230 behaupteten, wurden aber seitdem von den Alemannen immer mehr zurückgedrängt und zuletzt um das Jahr 371 von den verbündeten Alemannen und Franken für immer vom rechten Rheinufer vertrieben; ja es kam noch dahin, daß die alte Kaiserstadt Rom froh sein mußte, wenn die Germanen sie selbst in Ruhe ließen. —

Hatten nun die alten Deutschen keine Völkerkriege, Stammesfehden und Familienzwiste auszukämpfen, dann zogen sie und da Einzelne unsrer Ahnen auf jede Abenteuerfahrten aus. Ein schon erprobter Kämpfer forderte die Rüstigsten seines Stammes auf, ihm zu folgen; er forderte selten umsonst; wer aber folgte, war auf Tod und Leben dem Führer verbunden und durfte ohne diesen nicht zurückkehren; ewige Schande fiel auf den, der die „Mannentreue“ brach und blieb der Heerführer im Kampfe, so mochte ihn

kein Waffenbruder überleben. „Ihn zu vertheidigen, ihn zu schützen war“, so erzählt der römische Geschichtschreiber Tacitus, „die höchste Eidspflicht.“ — Gab es aber auch keine Abenteuerfahrten für unsre alten Deutschen zu bestehen, hatten sie genugsam an Jagden, Waffenspielen und Waffentänzen sich ergötzt, ihre Kriegs- und Jagdgeräthe angefertigt und ausgebeßert, Hunde und Falken zur Jagd abgerichtet; hatten sie in dieser Weise ihre Thatenlust befriedigt, dann lagen sie gewöhnlich auf der Bärenhaut in selbigem Nüchtern und — in fröhlichem Zechen. So sehr sie auch damals, zu den Zeiten des Herrn, in allen Kunstzeugnissen unerfahren waren, so verstanden sie doch schon die Kunst, aus dem allenthalben wildwachsenden Hafer und Polchgras ein berauschendes Getränk zu bereiten. Unter dem Schall von Heldenliedern tranken sie aus den Hörnern des Urs dieses Bier. Tage und Nächte lang bei solchen Zechgelagen auszuhalten und sich zu berauschen, galt nicht im Geringsten für entehrend; man suchte vielmehr einen Ruhm darin, 8—14 Tage hintereinander bei solchen Saufgelagen zuzubringen. Waren dann alle berauscht, so entstand nicht selten Streit und da ein Jeder seine Waffen, namentlich seine steinerne Streitaxt, bei sich führte, so erfolgten aus dem Streite Zweikämpfe und Kämpfe ganzer Haufen gegen einander und bald lagen dann manche Leichen auf dem Boden, die meisten Kämpfer bluteten; die Leichen wurden nun verbrannt, die Asche derselben vergraben und Erdhügel darüber aufgeworfen. An eine Bestrafung der Mörder dachte Niemand, solch ein Kampf galt als ein öffentlicher ehrlicher Kampf, der den Männern allen zum Ruhme gereiche. Einen blutigen Tod zu finden, hielt man überhaupt für so ehrenvoll, daß selbst Kranke auf ihrem Sterbebette sich oft noch eine Wunde beibringen ließen. Noch leidenschaftlicher aber fröhnten unsre Ahnen bei ihren Zechgelagen einem anderen Vergnügen, der Spieltuth. Karten hatten sie freilich noch nicht, Würfel auch nicht; statt deren aber weißgeschabte, länglich viereckige, auf der oberen Seite mit gewissen Zeichen bemalte Holzstäbchen, die sie wie Würfel gebrauchten. Man setzte auf jeden Wurf ein Stück Vieh, ein Pferd oder ein werthgehaltenes Trinkgefäß von Auerochsenhorn, sogar die Waffen und wenn alles Andere verloren war, so wurde zuletzt auch noch das Theuerste, was man besaß, die eigene Freiheit auf einen Wurf gesetzt; fiel dieser ungünstig aus, dann begab sich der Mann, der sonst bis auf den

legten Blutstropfen seine Freiheit vertheidigte, ohne Widerrede in die Knechtschaft; er wehrte sich nicht, auch wenn er stärker war, als sein Widerpart und entfloh nicht, obgleich er hundertfach Gelegenheit dazu haben mochte. — Um die Führung des Hauswesens, um die Pflege des Acker- und Landbaus, der Kunst und Wissenschaft bekümmerte sich der Bärenhäuter der deutschen Urwälder gar nicht, der weder schrieb, noch las, nur jagte, kämpfte, schmauhte, spielte oder schlief. „Nicht so leicht überredet man“ (so sagt Tacitus) „den Germanen, die Erde zu pflügen und den Jahreslauf abzuwarten, als Feinde herauszufordern und Wunden zu erkämpfen; ja es dünkt sie Trägheit und Erschlaffung, mit Schweiß zu erwerben, was mit Blut zu gewinnen ist.“ Die Besorgung des Hauswesens überließen die Männer den Frauen allein, welche daheim fleißig spannen und die Kleider woben. Die Frauen, Greise und Sklaven mußten auch den von den freien Männern verachteten Ackerbau treiben. Dieser letztere Umstand führt uns zu dem unstreitig dunkelsten Flecken in dem Bilde, welches wir uns von dem Leben und Zustand unsrer Urahnen vorstellen müssen. Mit tiefem Bedauern, mit gerechter Entrüstung lesen und hören wir die Berichte über das elende Loos, welchem in dermaliger Zeit noch die armen Neger in Afrika, Amerika &c. durch den schmachvollen Sklavenhandel preisgegeben sind. Dieses die Menschheit brandmarkende Unwesen der Sklaverei war auch bei unsern heidnischen Vorfahren eingeführt. Mindestens die Hälfte der Bewohner des alten Deutschlands schmachtete in dem traurigen Loos der Sklaverei. Man nannte diese Unglücklichen, welche größtentheils im Kriege unterjocht worden waren, „Hörige, Eiden, Lazzi, Leibeigene.“ War auch das Schicksal der deutschen Leibeigenen niemals so hart, wie das der römischen Sklaven, so war es doch immer hart genug. Sie besaßen so wenig Eigenthum, wie heute die armen Neger in einem großen Theile Amerikas, sie waren der freiesten Willkür ihrer Leibesherren völlig unterworfen. Diese konnten sie verschenken, verkaufen, vertauschen, auch züchtigen, wie sie wollten („100—300 Stockschläge waren eine gewöhnliche Strafe für einen Hörigen“), ja auch ungeahndet ermorden. Nach herkömmlichem Gebrauche und später festgestellten Rechten waren die Sklaven fast den Thieren gleich geachtet. Der Diebstahl eines Hirsches, eines Bienenstockes, einer trächtigen Kuh &c. &c. galt für strafbarer, als der Mord eines

Sklaven; auf den Diebstahl eines Leithundes war eine 4mal größere Strafe gesetzt, als auf die an einer fremden Sklavin verübte Frevelthat. Schutz gegen willkürliche Behandlung ihrer Herrn konnten diese Armen nicht finden; denn ihren Zeugnissen gegen ihre Gebieter durfte nicht geglaubt werden, während eine Sklave, der eines Verbrechens beschuldigt war, ohne Weiteres aufs Grausamste gefoltert werden durfte, um ihn zum Geständniß zu bringen. In dem Gebiete unsres Herzogthums befanden sich die meisten Leibeigenen an der Lahn, im jetzigen Diezischen; hier war fast Alles leibeigen, während die alten Westerwälder (Sigambrer) meist freie Leute waren und nur sehr wenige Sklaven unter sich zählten. — Wie wenig aber ein höheres klares Bewußtsein von den allgemeinen Rechten aller Menschen unser altes deutsches Volk durchdrang, das bezeugt auch der Umstand noch, daß jedem Hausvater die Befugniß zustand, sein neugeborenes Kind, so lange dasselbe noch keine Muttermilch oder sonstige Nahrung genossen hatte, zu tödten; — und dieses unnatürliche Recht ward allemal angewandt, wenn schwächere Kinder geboren wurden; diese setzte man aus in die Wildniß, denn nur die Stärkeren hielt man des Lebens werth; zur Zeit der Noth aber wurden auch größere Kinder ausgefetzt oder man verkaufte sie als Sklaven! —

Diese kurze Schilderung wird hinreichen, um uns einen Begriff zu geben, auf welch' niedrigem Standpunkte der Kultur unsre Urahnen standen, ehe ihnen das Christenthum bekannt wurde. Deshalb dürfen wir jedoch keineswegs denken, die alten Deutschen seien ein ganz und gar verwildertes rohes Volk gewesen, hätten vielleicht keine Spur von Religion gehabt. Im Gegentheil, über alle Heidenvölker, die wir aus den alten und neueren Zeiten kennen, ragten unsre heidnischen Urväter in mehr als Einer Beziehung hoch hervor; ja wir stehen nicht an, zu behaupten, daß die alten deutschen Heiden in gar manchen herrlichen Tugenden die gebildeten deutschen Christen der jetzigen Zeit gar sehr beschämen und diesen noch jetzt zum Vorbild dienen können.

Vor Allem war von dem trostlosen bei so vielen Namenchristen unsrer Tage tief eingerissenen völligen Unglauben an eine höhere göttliche Welt und an das enge Verhältniß, in welchem der Mensch und die gesammte Erde zu diesem überirdischen Reiche steht, bei unsern Urahnen keine Spur zu finden; sie hatten Religion;

sie glaubten allesammt an das Dasein himmlischer Mächte und deren persönliches Einwirken auf unsre irdische Welt. War die germanische Religion auch eine heidnische und als solche wesentlich Naturreligion, d. h. Erzeugniß der schöpferischen Phantasie des Volkes, so stand dieselbe doch zur Zeit des Herrn keineswegs auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung. Die Religion der alten Deutschen war kein roher, dumpfer Naturdienst; sie beteten nicht etwa, wie jetzt noch viele heidnische Völker, die Natur selbst an als die geheimnißvolle Urkraft alles Lebens; noch weniger vergötterten sie einzelne Elemente und Kräfte, Erzeugnisse und Erscheinungen der Natur, in welchen ihnen deren segensreiche oder furchtbare zerstörende Macht vornehmlich entgegenahmete, wie z. B. die Babylonier die Gestirne anbeteten, die Aegypter den Nilfluß und das Krokodil u. c. Ueber diesen niedrigen Standpunkt heidnisch-religiöser Vorstellungen (den sogenannten Fetischismus) waren die alten Deutschen damals schon weit hinausgeschritten. Sie glaubten an das Dasein von Göttern, die als persönliche Wesen, freiwirkende geistige Gestalten von der sichtbaren Welt (dem Utgard, Außengarten) unterschieden seien, zwar auf ihr wohnten, aber hoch über derselben ständen, sie beherrschten. Und wenn es auch von den germanischen Göttern gilt, wie von allen Göttern der Naturreligionen, daß sie nur verkürzte Abbilder der Menschen, die sie nach ihrem Ebenbild geschaffen; so sind doch die Vorstellungen, welche die alten Deutschen von ihren Gottheiten sich machten, um Vieles würdiger als jene, welche wir selbst bei den gebildetsten Völkern des heidnischen Alterthums finden, den Römern und Griechen. Der griechischen Götterwelt gebührt zwar in Bezug auf Schönheit und Anmuth der Erscheinung und heitere Lebensfreudigkeit der Kranz unter allen heidnischen Religionen, sie steht aber im Werthe zurück gegen die germanische Götterlehre, wenn wir den erhabenen tiefsittlichen Ernst ins Auge fassen, der den religiösen Anschauungen und Bildern unsrer Voreltern eigen war; letztere war unstreitig unter allen heidnischen Religionen die würdigste Vorhalle des Christenthums! Dies geht zunächst schon daraus hervor, daß den Germanen ihre Götter zu großartig dünkten, als daß sie dieselben in Tempel oder gar Bildnisse, von Menschenhänden gemacht, hätten einschließen mögen; sie verehrten ihre Götter im Heiligthume der Natur, auf freien Bergeshöhen, bei frischsprudelnden Quellen,

im Schatten majestätischer Haine oder Haiden *) von Eichen, (Eichen oder Linden), wie solche bei Dittkirchen, Bubenheim (dem jetzigen Kirberg) und sonst mannigfach in unsrem Lande vorhanden waren. Eine wie gute Aufnahme mußte deshalb bei solchen Vorstellungen unter unsren heidnischen Ahnen die christliche Ueberzeugung finden, daß Gott ein Geist und nicht an Dertlichkeit gebunden sei! —

Alle Stämme der Deutschen beteten gemeinsam drei Hauptgötter an, deren Thätigkeiten oft ganz ineinander griffen. An der Spitze dieser höchsten, obersten Gottheiten stand der geheimnißvolle mächtige und weise Wotan (Guodan, Odin), in welchem wir den altgermanischen Heldengeist, die Kampfeslust und Kampfesfreude unsrer Vorfahren vergöttert erblicken. Man verehrte ihn als den Geber alles Guten, als den Alles durchdringenden, rastlos bewegendem, mächtig erregenden Weltgeist, als den Leiter aller Schicksale, den Welten- und Schlachtenlenker, der Helden und Könige Vater. Er verleiht im Kampfe dem Tapferen, welchem er wohl will, den Sieg und schlägt die Feinde mit Blindheit. Er ist den Menschen wohlgefimmt und begabt sie mit der Sehergabe, der Dichtkunst und Beredsamkeit. Mit seinem einzigen Auge schaut er zur Erde; seine Allwissenheit ist aber keine absolute; zwei schwarze Raben sind seine Boten, die ihn ständig begleiten, die er aussendet, und die ihm Kunde bringen von Dem, was in der Welt vorgeht. Außer diesen Vögeln war auch der Wolf dem Odin heilig; und er hatte deren zwei (Geri und Freki) beständig um sich. Auf seinem achtfüßigen Rosse reitet Odin aus zum Kampfe gegen feindliche Mächte. Er beherrscht auch das Feuer und lenket den Sturm und den Wind. Wenn der Sturmwind daher saust, dann jagt er durch die Lüfte. Der wilde Jäger mit seinem wüthenden Heere, von dem noch heute unser Volk sich Manches zu erzählen weiß in schauerlichen Sagen, ist Niemand anders, als der altgermanische Wotan, an dessen Namen auch das Wort „Wuth“ uns erinnert, wie ehemals bei den Römern die teutonische Wuth (furor teutonicus) sprüchwörtlich geworden war. Dem Wotan zu Ehren führte der Mittwoch (der z. B. in Westphalen noch Gudenstag heißt) seinen Namen; an ihn erinnern heute noch manche deutsche Berges- oder Ortsnamen (z. B. der Godesberg bei Bonn, das bei Weilburg am Fuße des Scheuernbergs gelegene Dörschen Odersbach trug noch im Jahre 1862 den Namen „Odinsbach“); selbst unser jetziger Name

„Gott“ ist aus Guodan hervorgegangen. Als den vornehmsten Sohn des höchsten Gottes beteten unsre heidnischen Vorfahren weiter an den Donar (Thór, Thun). Auch er galt für einen menschenfreundlichen, segenspendenden Gott, von dem man glaubte, daß er Leben und Gesundheit verleihe, den man daher bei Krankheiten besonders anrief. In ihm verehrte man ferner den gerechten Beschützer des Grundbesizes, dessen Grenzen er mit seinem heiligen Hammer (Möllnir) heiligte und bestimmte (aus welchem Glauben sich die noch jetzt gebräuchliche Sitte des Hammerschlags bei Verfleigerungen herschreibt); auch war er der Gott der Ehen, die er durch 3 Hammerschläge weihte, demgemäß unsre heidnischen Väter die Eheschließung durch 3 feierliche Hammerschläge vollzogen. — Der Donargott offenbarte seine himmlisch-segnende Macht vornehmlich in den Wolken und im Regen, namentlich im Donner und Blitz und war daher vorzugsweise der Gott der Landes-Cultur. So oft er aus seiner himmlischen Wohnung auf seinem von 2 Ziegenböcken gezogenen Wagen im saufenden Sturme über das Land dahinfuhr, drohend den schwer dröhnenden Hammer schwingend, hörte man im Donnerhallen das Rollen der Räder und sah die sprühenden Funken des himmlischen Gefährtes (den Blitz). Er ist es, der die Bergströme zähmt, daher waren ihm die Brücken heilig; er ist es, der die Gebirge durchbricht und zugänglich macht, daher ihm die Gebirgspfade und künstlichen Wege geweiht waren. Ihm zu Ehren führt noch heute der Donnerstag seinen Namen; an ihn erinnert der Donnersberg (in der Pfalz) und in unsrem Lande die Dornburg und Dorlingen.⁵⁾ — Als den dritthöchsten Gott verehrten unsre heidnischen Voreltern den Ziu (Zyr — Er = Rüster, Waffner). Dieser war der besondere Kriegsgott der alten Deutschen und wurde vor jedem Kampfe um Verleihung seines Bestandes und des Sieges in Liedern angerufen und nach errungenem Siege durch Opfer verherrlicht. Ihm war der Dienstag geheiligt (Ertag in Baiern und Zinstag bei den Schwaben). — Neben diesen 3 obersten Gottheiten, in deren Gestalten Kraft und Strenge die Hauptzüge bilden, glaubten die alten Deutschen noch an manche andere Götter, auch solche von sanfterem, heiterem Wesen (so an den jugendlich frohen Freyr, den Gott des Frühlings, des Sonnenscheins und der Freude; an den von allen Göttern und Menschen geliebten himmlisch reinen

und schönen Göttersohn Balder, an welchen uns Baldersbach im Amte Herborn erinnert etc.), ja auch an Göttinnen. Unter den letzteren ragte besonders hervor die Freia (Frigga oder Frauwa, „die Erfreuende“, von der unsere deutschen Frauen den Namen tragen), die Göttin der Liebe und der Ehe. Diese verehrte man als die höchste und heiligste aller Frauen, als den Inbegriff aller weiblichen Tugend und Götterseligkeit, als die milde und gnädige Königin des Himmels! Sie führte unter einigen deutschen Volksstämmen auch den Namen der Frau Hulda oder Holda (Holle), die gewöhnlich in Begleitung lieblicher Mädchen erscheint, oft durch Gesang die Menschenkinder bezaubert, daß sie sich nicht mehr von ihr trennen wollen; meist aber in den mannichfaltigsten, wohlthätigsten Handlungen sich offenbart. Noch heute gibt es allenthalben Malplätze und Gebräuche, die an Frau Hulda erinnern, wie sie als Beschützerin der Kinder, der weiblichen Treue und jeder segensreichen Unternehmung auftritt; besonders anmüthig erscheint sie, wenn sie in Begleitung „der seligen Fräulein“ die Flachsfelder zur Blüthezeit durchwandelt und als Schutzgöttin des weiblichen Fleißes die geknickten Stengel aufrichtet und Kraut und Blüthen segnet. — Sie war aber auch die Göttin der Jagd (= der römischen Diana), fährt als solche, dem Wuotan gleich, schreckenerregend durch die Lüfte und gehört mit zu dem „wüthenden Heere“; zwei Katzen ziehen ihren Wagen. Hieraus entstand später die Vorstellung, daß Hexen in Hollas Gesellschaft fahren (s. Grimm, deutsche Mythologie I, 217) und noch heute ist „Hollefahren, mit der Holle fahren“ auf dem Westerwalde gleichbedeutend mit Hexenfahrt. Als Lieblingsgeschöpf der Freia betrachtete man die Katze. Dieses wunderbare Thier, welches, wie die Freja, die verschiedensten Naturen in sich vereinigt, sanft und doch blutigierig, welches die Jagd liebt und doch ein Hausthier ist (besonders als Wächter der Scheunen von den alten Deutschen angesehen ward), welches sich voll Zärtlichkeit an seinen Gönner und Freund anschniegt und doch unerschrocken zum wüthenden Kampfe dem Feinde entgegen springt, dessen Augen glänzen, wie Feuerkohlen und in der Dunkelheit so scharf schauen, wie am Tage, aus dessen warmen Pelze feurige elektrische Funken hervorsfahren, welches zugleich wegen der zahlreichen Nachkommenschaft, die es hervorbringt, als Bild der Fruchtbarkeit dasteht; — wurde daher von vielen alten deutschen Völkern mit besonderer religiöser

Verehrung behandelt, namentlich bei den Schatten, den uralten Bewohnern des südwestlichen und mittleren Theiles unsres Herzogthums. Man glaubt sogar, daß diese letzteren ihren Namen von den Ragen (catus, Rhazzen) erhalten haben. An die hohe Verehrung der Ragen bei unsern Vorfahren erinnern uns noch viele Ortsnamen unsres Landes, so z. B. Ragenellenbogen, Rageneschbach, Ragenbach, Ragenberg, Ragenborn, Ragenloch, Ragenbuckel, Ragenstein (bei Rodheim). Das Wappen der alten Grafen von Ragenellenbogen und das jetzige der hessischen Regentenfamilie ist ein Ragenlöwe. Einige der alten deutschen Völkerschaften (Alanen ꝛ.) sollen auch eine lebende Raga als Kriegszeichen vor ihren Heereszügen einhergetragen haben. „Von solchem Kriegszuge mit den Ragen voran, mag der Uebergang „Ragenfurt“ an der Dill seinen Namen erhalten haben.“ Auch haben wir jetzt noch gar manche Volksprüchwörter, die uns darauf hinweisen, daß die Ragen nach der Meinung unsrer alten Deutschen der Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit angehörten und daher für Beides als einflußreich betrachtet wurden.⁶⁾ Und wie man von der Frau Holle glaubte, daß sie in ihren Kammern (innerhalb gewisser Berge, namentlich in den Tammsbergen, dem Glaslopf, in der Goldgrubenhöhle bei Oberursel ꝛ.) verborgene Schätze besitze, so betrachtete man die Ragen als die zauberhaften Hüter dieser geheimen Schätze. Den in der christlichen Kirche später aufkommenden Namen „Rager“ glauben einige Gelehrte auch von den alten heidnischen „Ragenverehrern“ herleiten zu müssen. — Der Göttin Freia zu Ehren führt aber heute noch der Freitag seinen Namen; an sie erinnert uns das Wort „freien“; vielleicht auch der Ort Freilingen und Oberursel (= Horfel, Holde). Die bei Eschenau (Amts Runkel) über die wildromantische sogannte „Wolfschlucht“ hervorragende Bergespitze wird noch heute „auf der Holle“ genannt; unterhalb Arnstein an der Lahn liegt der Hof „Hollerich“. Diese Stelle der Lahn fürchten die Schiffer als gefahrbringend und nach der Sage gilt eine Bergspitze am andern Lahnufer als Sitz einer Zauberin, deren Feuerkreise man Nachts weithin schauen soll. — Eine Liebesgöttin, der zu Ehren man der Wohlthut geföhnt hätte, wie die in der Bibel erwähnte Astaroth, oder die römische Venus, oder die griechische Aphrodite finden wir in den deutschen Götterfagen nicht. „In dem deutschen Götterhimmel

Xherrschen bessere Sitten, als auf dem griechischen Olymp. Welch eine keusche, züchtige Gestalt ist die deutsche Freia gegenüber der griechischen Aphrodite! Und Wotan hat zwar im heißen Kampfgewühle viele Helden erschlagen, zur Entführung schöner Erdenstöchter aber keine Zeit gehabt und Lust empfunden!“ — — Alle Götter, die auf dem Mittelpunkt der Erde in einzelnen prächtigen Palästen ihre Wohnungen haben in Asgard, dem herrlichen Götterhimmel (Garten der Asen, Göttergarten), kamen täglich in Asadur's, des höchsten Gottes, Saale zur Berathung und zum gewöhnlichen Gelage zusammen. Aus Asgard's Thoren ziehen sie aus über die Regenbogenbrücke zum Kampfe gegen ihre Feinde, die Riesen, die in Riesenheim (Jötunheimr) fern von der Wohnung der Asen (Asheimr) an den Küsten des Weltmeers hausen. — Diesen Göttergarten mit den umliegenden Götterburgen hat man in neuester Zeit an der Ostgrenze unsres Landes bei den Tannusbergen auffinden zu müssen geglaubt; der Ort Eschborn (im Amte Höchst) führt in den Urkunden des 8. Jahrhunderts noch den Namen Aecobrunnen = Achen-Asenbrunnen; ebenso leitet man Eschbach aus Asebach. „Es kann keinem Zweifel unterliegen“, so sagt ein Alterthumsforscher,⁷⁾ „wir haben hier (am Tannus) den Garten der Asen und ihre Götterburgen um uns her. Das sind die heiligen Berge mit ihren zahlreichen Hainen, die noch in den Ortsnamen bis heute wiederklingen und die zahlreichen Dpferberge, unter welchen der Aitkönig voransteht und der Glaslopf (hell Glas = Ort der Ruhe und Wonne, Aufenthalt der Seligen) den Dienst der Freia oder der Frau Holle bezeichnet. Ihr heiliges Thier, die Raga, wurde ringsum verehrt und hat der Grafschaft Ragenellenbogen den Namen gegeben. Diacht an dieselbe schloß sich die Grafschaft Wolfskehlen im Süden an, welche vom Lieblingsthiere Odins, dem Wolfe, benannt ist. Odinsdienst und Freiadienst, von den heiligen Bergen aus genährt, haben also im Angesicht derselben die westlichen umliegenden Gegenden inne, und im Osten ist Asenheim, den Göttern gemeinsam, im Herzen der schönen Wetterau gelegen.“ —

Wer vermag es zu verkennen, daß die Gottheiten unsrer heidnischen Vorfahren mehr, als irgend andere für den christlichen Glauben Anhaltspunkte darboten? In dem Glauben an ihren höchsten Gott, den „Asadur“, hatten die alten Germanen noch die dunkle Ahnung des einzigen, wahren Gottes, des allmächtigen

Vaters Himmels und der Erden, eine Ahnung, die sich wie ein heller Streifen und der Vorbote der höheren Offenbarung des Christenthums durch alle Götter- und Heldengeschichten des deutschen Alterthums hindurchzieht. Die drei obersten Götter waren gleichsam Vorläufer der christlichen Trinität. Der Glaube an die Himmelskönigin Frigga machte die alten Deutschen geneigt für den römisch-katholischen Glauben des Mittelalters an die himmlische Mutter Maria und der heidnische Glaube an die Vielzahl der Götter fand in der Menge der römisch-katholischen Heiligen einen genügenden Ersatz.

Unsre heidnischen Vorfahren glaubten aber nicht blos an die eigentlichen oberen Götter, sondern auch an zahllose Halbgötter und Halbgöttinnen und sonstige übermenschliche mit Zauberkräften ausgerüstete, geisterhafte, gute und böse Wesen, die zwischen Göttern und Menschen gleichsam in der Mitte standen. Sie wußten zu erzählen von Riesen und Riesinnen (Jötunn, Hunen, Thurfen genannt), die an Gestalt den Menschen ähnlich, aber von ungeheurer Größe, in den Bergen und auf den Felsen hausen sollten, gierige, ungeschlachte, hungrige und durstige Wesen, denen man alles Schädliche in der Natur zuschrieb, Feinde der Götter und Menschen. An sie erinnert uns der Hunenberg oder Hunenkopf bei Oberursel, der Hunenstein bei Frohnhausen und bei Greifenstein, die Heunburg bei Flammersbach (Amt Dillenburg); der Hünenkippel bei Laubenseshbach; die Hunenburg bei Essershausen und bei Mehrenberg; die Hunengräben bei Cubach; der Hünerberg im Amte Wehen; namentlich ist die obere Lahn nach der Sage die Gegend der Hunen und Riesen gewesen, der letzte Hüne soll in der sogenannten „Thalwiese“ bei Feudingen begraben liegen und von einem Ur-ahnen der Wittgensteiner Grafen erschlagen worden sein. — Ferner glaubten die alten Germanen an das Dasein gutartiger, aber auch nechtisch-böswilliger Zwerge in untermenschlicher Gestalt, welche durch ihre Nebelkappen sich unsichtbar zu machen im Stande seien; sodann an besondere Berggeister, Elfen genannt, kleine, vielwissende, kunstreiche Wesen, die theils als wohlwollende Licht-Elfen im Lichtraum des Himmels, in Blüten und Blumenfeldern wohnten, Musik und Tanz liebten und im Mondschein auf bethauten Wiesen „führten den nächtlichen Reih'n“; theils als Dunkel-Elfen, die schwärzer seien als Pech, in den Tiefen der Erde hausten,

wo sie Gold gräben, Schmuckstücken bereiteten, Waffen schmiedeten und zur Nachtzeit über die Erde streiften. So soll z. B. im Taunusgebirge, wie ein zweiter Rübezahl, der mächtige Berggeist „Riebe“, an den uns noch jetzt der sogenannte „Riebain“ unter dem kleinen Feldberg erinnert, seinen Aufenthalt gehabt haben. Auch von Hausgeistern (von Kobolden, Wichtelmännchen, Buzemann etc.), die in den menschlichen Wohnungen, und von Wassergeistern (Nixen), die unter den Gewässern ihr Wesen trieben, wußten unsre Ahnen sich Mancherlei zu erzählen. Ueber all diese geisterhaften Wesen gibt es noch heute eine Menge von Sagen und Märchen im Munde unsres Volkes. *) „Zwerge“ sagt ein heimisches Sprüchwort, „sind so alt, wie der Westerwald.“ Besonders ist (nach der Sage) das Lahnthal die Heimath der Zwerge und Däumlinge, der Kobolde und Wichte. In der Gegend zwischen Ems und der Lahnmündung, wo man jetzt noch die „Heinzelmannshöhlen“ zeigt, soll auch die Gebieterin der Zwerge ihren Hauptsitz gehabt haben. — Aber auch von der ursprünglichen Schöpfung eines Menschenpaars (Aska und Embla, die jedoch aus Bäumen hervorzuwachsen) hatte die germanische Götterlehre eine Kunde; nicht minder berichtet sie uns von einer höheren persönlichen dämonischen Macht, Loki genannt; er war der Teufel der deutschen Götterlehre, der immer darauf ausging, durch List, Falschheit und Gewalt Menschen und Göttern Schaden zuzufügen und alle heilige Ordnung zu zerstören, der namentlich — jedoch zu seinem eigenen Verderben — durch seine List und Bosheit des herrlichen Göttersohnes Valder's Tod verursachte, bei welchem Valder's Geliebten, der edlen Nanna, das Herz vor Jammer zersprang, so daß auch sie starb. Die biblische Vergleichung des Teufels mit einem Wolfe, der umhergehe und suche, welchen er verschlinge (I. Petri 5, 8), fand leicht ihren Anhalt in der altdeutschen Vorstellung von einem Sohne des Loki, Finrir der Wolf genannt, dessen Wildheit und Stärke Göttern und Menschen Furcht einflößte; ebensowenig konnte es unsren heidnischen Ahnen schwer fallen, der biblischen Geschichte von der Schlange im Paradiese Glauben zu schenken, da ihre Göttergeschichten ihnen auch berichteten von einer schrecklichen Welt Schlange (Jörmungander, Midgardschlange), die furchtbare Verwüstungen angerichtet habe. Auch für die christliche Lehre von einem ewigen Leben, einer Vergeltung nach dem Tode, einer endlichen Scheidung

der Bösen und Guten war unter unsern Urahnern ein guter Grund gelegt; der Glaube an einen Ort der Verdammniß war ihnen nicht fremd; dieser Ort war nach ihrer Vorstellung bewacht und beherrscht von Loks Tochter, der furchtbaren Hel, und in 2 Abtheilungen getrennt. In dem einen Theile (Helheim genannt) wandelten die Schatten der unrühmlich d. h. der nicht im blutigen Kampfstode, sondern an Krankheit und vor Alter Gestorbenen, hinter einem unzerstörbaren Zaune festgehalten; ihr Saal heißt Elend, Hunger ihre Schüssel, Bier ihr Messer, Träg ihr Knecht, Langsam ihre Magd, Einsturz ihre Schwelle, ihr Bett Kümmerniß und ihr Vorhang dauerndes Unheil. In dem andern Theile, der Hella, mußten die eigentlich Gottlosen, und als solche wurden vorzugweise die Feigen, Landesverräther, Mordhiebe, Ehebrecher und Meineidigen betrachtet, ohne Unterlaß nicht zwar in einem feurigen Pfuhle, aber doch in einem breiten schlammigen Strome voll Schlangengift, also in einer Wasserhölle, waten. Unser deutsches Wort „Hölle“ ist demnach ebenfalls ein aus dem uralten germanischen Heidenthum in unsre christliche Sprache übertragenes. — Dem lebensheiteren, freien und tapferen alten Deutschen war aber der Tod kein düsteres Schreckbild, sondern ein Heimgang in die herrliche, in Asgard gelegene Wohnung des höchsten Gottes Odin, in die selige Valhalla. Göttliche Jungfrauen, Wodans des Schlachtenlenkers Tochter, Valkyrien genannt, trugen den Frommen, d. h. im Sinne der Germanen: den Tapferen, den für Vaterland, Weib und Kind auf der Wahlstatt gefallenen Helden, in diese von Gold erbaute himmlische Wohnung, wo er (als Einheriar) mit seinen Genossen und mit den Göttern in seligen Genüssen fortlebte.

„Tages-Arbeit (d. h. Kämpfe), Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste“

heißt auch da ihr Zauberwort, mit dem sie das Leben in Valhalla köstlich machen. Die Helden aber, die während der Kämpfe in der höheren Welt fallen, springen, wenn der letzte Strahl der Sonne über der Wahlstatt verglährt, wieder neuverjüngt auf und reiten dann frisch und gesund heim nach Valhalla zum fröhlichen Gelage. Sie speisen da wohlgenuth von dem Fleische des nie abnehmenden und immer wieder neu erwachsenden Ebers (Sährinnir), der täglich gesotten und am Abend wieder heil wird, und trinken Meth, welches

die Ziege (Heidrun) so reichlich bietet, daß alle Seligen volllauf zu trinken haben. „Welch ein tapferes, kriegslustiges Geschlecht müssen doch unsre Vorfahren gewesen sein, da sie sich nicht einmal das Leben in der Ewigkeit ohne Kampf und Wunden denken konnten, da ihnen der Himmel erst dadurch zum Lande der Seligkeit und Herrlichkeit ward, daß darin gekämpft, Schlachten geschlagen und Siege errungen wurden.“ Solch ein Glaube lehrte den Tod verachten, bildete Helden. — Die rühmlich gestorbenen Frauen kamen altgermanischer Vorstellung gemäß nach „Folhwanger“, wo die Himmelkönigin Freia ihnen höhere Freuden bereitete. Selbst den Knechten und Unfreien sprachen die alten Deutschen ein himmlisches Fortleben nicht ganz ab; doch verfehten sie diese nicht in die Valhalla, sondern zu dem Donargott; aus welcher Vorstellung wir erkennen, daß unsren heidnischen Ahnen eine dunkle Ahnung von der höheren Würde und Gleichberechtigung aller Menschenkinder doch nicht mangelte. — Ueberaus merkwürdig war die Glaubenslehre der alten Deutschen von dem hereinstigen Untergang der ganzen sichtbaren Welt. Einst, wenn das sittliche Verderben, welches selbst in die Götterwelt eingedrungen, den höchsten Grad in der Welt erreicht, in der „Götterdämmerung, der Götternacht“, werden (so erwarteten sie) die finsternen Mächte des Abgrundes, Loki mit seinem Sohne Finrir, dem Wolfe, und dem Höllenhund, Garmr, ihre Bande brechen und mit den Riesen zu Asgards, des Götterhimmels, Vernichtung heranstürmen; Heimdall, der Wächter des Himmelsgartens, stößt in sein goldenes Horn, die Posaune des jüngsten Tags; alle Götter und Helden Valhalla's kommen zum Kampfe; die große Weltschlacht beginnt, der furchtbare Wolf wird Sonne und Mond verschlingen, die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt, die gräuliche Weltschlange im Weltenmeere tobt; Götter und Helden streiten gegen sie in blutigem Kampfe; aber Alle, Götter, Helden und Mächte des Abgrundes werden fallen und zu Grunde gehen. Unter diesem großen Todeskampfe stürzt die Welt aus ihren Fugen und verzehrt sich in Flammen. Dann aber, nach vollendeter Zerstörung, wird von dem über allen Kampf und Wechsel erhabenen geheimnißvoll mächtigen Asfadur eine neue Welt (Gimil genannt) ohne Sünde, ohne Leid geschaffen, ein neuer Himmel und eine neue Erde, mit einem neuen Menschengeschlechte; Valder, der vordem getödtete

Götterohn kehrt wieder; eine neue Sonne kommt hervor, schöner wie die frühere, die ihre Mutter ist; aber sie leuchtet der nicht mehr in Verfehrtheit und Bosheit, sondern in Unschuld und Wonne lebenden Welt; ein ewiger Frühling beginnt, der auch zugleich Sommer ist; das Korn wächst ohne Saat, die Früchte tragen von selbst; ohne Mühen und Beschwerden führen die Menschen ein glückliches Leben; „da werden unbesät die Acker tragen, alles Böse schwindet, Balder kehrt wieder.“ Kein Krieg, kein Leid, kein Tod ist mehr, Eintracht und Friede herrscht allenthalben, und dieses Reich vergeht nicht, ist ewig! „Durch diese Sage von dem Weltuntergang und der Weltenerneuerung empfängt die ganze deutsche Götterlehre einen prophetischen Charakter. Die germanischen Götter wissen es, daß sie trotz ihres furchtbaren Ringens und Kämpfens um ihre Existenz dereinst untergehen werden, sie haben das Vorgefühl, daß ihr Reich, ihre Herrschaft ein Ende erreicht und auf seinen Trümmern ein neues schönes Reich des Friedens und der Freude sich erheben werde.“ „Einst kommt“, so sagt die sogenannte kleine Wolspsa, „einst kommt ein Anderer, mächtiger als er (Odin), doch ihn zu nennen wag ich nicht.“ — So groß auch bei unsern Vätern die Lust und Freude an Kämpfen war, sie hat ihnen doch nicht die Aussicht auf ein ewiges Friedensreich versperrt, welches ein Höherer, als ihre Götter waren, auf Erden gründen sollte. Die ganze germanische Göttersage ist, wie man mit Recht bemerkt hat, eine Weissagung auf das Christenthum, eine Weissagung, so erhaben und großartig, wie kaum irgend etwas in der griechischen Sagenwelt. Es steht den germanischen Göttern gleichsam an der Stirne geschrieben: „Nach uns kommt Einer, der vor uns gewesen ist, denn Er war eher, denn wir“ (Joh. 1, 15). Durch diese prophetische Idee ihrer Religion war in den deutschen Herzen der Boden für die Saat des Evangeliums schon fein zubereitet! —

Der Glaube an alle die genannten Götterlehren und Geschichten war dem alten Deutschen das Heiligste, was er besaß; dieser Glaube verlieh ihm den rechten Lebens-, Kampfes- und Todesmuth; durch seinen Glauben erfaßte er auch sein heimatliches Land mit frommem Sinne und sekzte es, wovon wir schon manches Zeugniß gehört, in die innigste Beziehung zu seinen Göttern; durch seinen Glauben ließ er sich in allem seinem Thun und Lassen leiten, selbst

zu der barbarischen Sitte des Kinderaussetzens und des Verwundens auf dem Sterbebette, so daß wir auch diese Handlungen in milderem Lichte mehr mit dem Bedauern über den religiösen Wahn, als mit der Entrüstung über rohe Frevelthaten betrachten müssen. Wie fest und lebendig der Glaube unsrer Ahnen an die unmittelbare Beziehung und Einwirkung ihrer Götter auf die Menschenwelt war, das tritt uns besonders eindringlich noch entgegen in der Sitte der sogenannten Gottesurtheile oder Ordalien. Wenn nämlich ein Ankläger oder Verklagter seine Ansage und Unschuld auf eine andere Weise nicht darzulegen im Stande war, so erwartete man die Entscheidung des Urtheils von der Gottheit selbst; der Freie mußte einen Zweikampf bestehen; siegte er, so hatte die Gottheit für ihn, wurde er überwunden, so hatte sie gegen ihn entschieden. Bei Streitigkeiten unter Leibeignen erwartete man in ähnlicher Weise das göttliche Urtheil durch eine sogenannte Feuer- oder Wasserprobe. — Zu Ehren ihrer Götter feierten die Germanen auch besondere heilige Feste; namentlich hatten sie das Jahr hindurch 3 große Götterfeste, bei denen das Volk zugleich die gemeinsamen Landesangelegenheiten berieth und Gerichte abhielt und die von ihm hoch in Ehren gehaltenen Priester (in der uralten Zeit Druiden genannt; der Trutzerestein, jetzt Wolfstein, im Amte Hachenburg, erinnert wohl an ihren Namen) neben der Aufrechterhaltung der Ordnung auch die Darbringung von Opfern für die Götter zu besorgen hatten. Diese Opfer (zum Dank für empfangene Wohlthaten oder bei der Bitte um neue Segensgaben oder zur Sühnung von Missethaten) bestanden theils aus Früchten, theils aus Thieren: Kindern, Ebern, Widern, Pferden, deren Ueberbleibsel nach dem Opfer als Opfermahizeit verzehrt wurden. Um das Wohlgefallen der Götter und die Sündenvergebung zu erlangen, hielt man es auch für würdig, das Höchste auf Erden der Gottheit zum Opfer zu bringen, nämlich Menschen auf Altären von einfachen Steinen in den Eichenhainen zu schlachten, wozu meistens Gefangene, auch todeswürdige Verbrecher, verwandt wurden. Bei den Franken wurden, ehe ihre Heere über Flüsse übersehten, auch Frauen und Kinder geopfert. — So tief beklagenswerth auch diese furchtbare Sitte war, so waren unsere heidnischen Vorfahren durch dieselbe doch empfänglich für die biblische Vorstellung, daß die Sünde der Menschen einer Sühne bedürfe. Besonders heilige Opfer

stätten scheinen in unsrem Lande die Taunusberge (namentlich der Allkönig) gewesen zu sein. Denn diese wurden noch in den Jahrhunderten des Mittelalters hindurch „die heiligen Höhen, Ho in“ genannt. Hier sind auch die Reste großer (auch wohl im Kriege benutzter) Steinringwälle sichtbar. Man erstaunt über die dreifachen kolossalen Steinringwälle (Hünenringe, Teufelsmauern), die den Feldberg und den „Tahwegberg“ umgürten, die aber auch an andern Orten gefunden werden z. B. auf dem sogenannten „Steinraffel“ und der „Wirzburg“ unter der Platte, dem „Rabenlopf“ bei Rauenthal, dem Berge bei Geisenheim, in der Umgegend von Dillenburg &c. &c. — Aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferthiere wurde die Zukunft gedeutet, wie überhaupt die alten Deutschen ein großes Gewicht legten auf die Wahrzeichen von kommandem Glück und Unglück. Es wurde auf den Vögelflug geachtet, es wurden Stäbchen mit heiligen Buchstabenzeichen, „Runen“ genannt, nach hinten geworfen, um aus dem Fallen derselben den Ausgang einer Schlacht &c. zu erfahren. Die Deutschen achteten darauf, was für ein Thier oder was für ein Mensch ihnen zuerst bei einem Gange begegnete; sie glaubten daraus auf den Erfolg ihres Vorhabens schließen zu dürfen. Namentlich standen gewisse Frauen, die einsam wohnten und vor Fremden sich nicht sehen ließen, als Wahrsagerinnen und Prophetinnen in außerordentlichem Ansehen. Eine solche prophetische Seherin, Wala, soll z. B. bei Weilburg in der sogenannten „Wölwenhöhle“ ihren Sitz gehabt haben und hier gestorben sein. Man sieht hieraus, wie so mancher noch jetzt in unsrem Volke herrschender Aberglaube nichts Anderes ist, als ein Ueberbleibsel des altgermanischen Heidenthums⁹⁾ und wie auch der später in der christlichen Kirche aufkommende Hexenglaube bei unsrem deutschen Volke so leichten Eingang finden konnte. — Daß aber unsre heidnischen Vorfahren mit Begeisterung an ihrem Glauben hingen, davon zeugen die unter ihnen vorhandenen sogenannten Warden, die als Dichter und Säger das Lob der Götter in Liedern verkündeten und verherrlichten (der Wardenstein im Amte Herborn erinnert uns wohl an diese). —

Die edle und würdevolle Seite der alten deutschen Götterlehre blieb aber auch nicht ohne großen Einfluß auf die Gestaltung des Charakters und der Sitten unsrerer Väter. Sie

ragten auch hinsichtlich der Sittlichkeit über die andern heidnischen Völker des Alterthums und der jetzigen Zeit hoch hervor. Neben den größten Lastern und Gebrechen (der Rauflust, Trunksucht, Spielwuth, Uneinigkeit der Stämme untereinander &c.), die wir schon bei ihnen kennen gelernt und die zum Theil bis auf die neueste Zeit Erbäuel unsres Volkes geblieben sind, finden wir unter den alten Deutschen die edelsten Tugenden, welche auch die Ueberfeinerung der neueren Zeit noch nicht ganz aus unsrer Nation verwischen konnte. — Wir haben schon gehört (und es herrscht hierüber bei allen alten Geschichtsschreibern nur Eine Stimme), daß unsere heidnischen Vorfahren durch todeskühnen, in allen Drangsalen ungebeugten Muth und durch Heldentapferkeit vor allen damaligen Völkern sich auszeichneten, wie sie die ganze sittliche Würde des Mannes ohne Weiteres nach seinem Muth und seiner Tapferkeit im Kampfe maßten. Dieser Heldengeist war unsrem Volke nöthig; denn die Germanen waren nach dem Rathe der Vorsehung berufen, das alte römische Weltreich zu zerbrechen. Feigheit, Menschenfurcht und Menschengesälligkeit waren unsren Ahnen fast unbekannte Laster; wer sich ihrer schuldig machte, war öffentlich gebrandmarkt; die Feigheit aber galt geradezu als höchstes Verbrechen, welches mit dem Tode bestraft ward. Nur dem Tapferen und Muthigen reichte die Jungfrau Hand und Herz, nur ein solcher durfte um sie freien. Wir haben ferner gehört, wie die Vaterlandsliebe dem alten Deutschen über Alles ging. So rauh auch sein Land, dem kernhaften Volke gefiels. Nichts auf der Welt aber ging ihm über die Freiheit, Selbständigkeit und Unabhängigkeit; in den Wäldern und Bergschluchten schien sie ihm am besten geborgen. Jeder deutsche Mann (der Leibeigene galt freilich nicht als ein Mann, sondern nur als Mensch) war in gewisser Beziehung ein Freiherr; Haus und Hof war sein und der Seinigen unverlegliches Heiligthum, und er waltete darin, wie ein Priester, Richter und Fürst seiner Familie; Abgaben hatte er keine zu zahlen, er lieferte nur in Fällen der Noth eine freiwillige Beisteuer. Doch war die deutsche Freiheitsliebe keine solche, die den Sinn für Recht und Sitte, Ordnung und Unterordnung ausschloß. Auch der freieste Deutsche unterwarf sich den Beschlüssen der Mark- und Gaugenoossenschaft (der

Volksgemeinde), welche Versammlungen immer mit Gottesdienst begonnen wurden und bei denen Jedermann frei sprechen konnte, vorzüglich aber das reifere Alter gehört ward. Selbst bei den in den Volksgemeinden stattfindenden Berathungen über Krieg und Frieden und Gesetzgebung, bei der Wahl der Heerführer (Herzöge) und der Vorsteher (der Grauen oder Grafen) der einzelnen Gauen, bei den Gerichten über die schwersten Verbrechen bethetheilte sich jeder freie Deutsche, der auch zur Würde eines Grafen erhoben werden konnte. Die im Kriege gewählten „Herzoge“ behielten natürlich auch in den Friedenszeiten ein besonderes Ansehen. Einzelne Völkerstämme, wie die zum Theil in unserem Lande wohnenden Alemannen, hatten auch schon früh selbstgewählte Könige an ihrer Spitze. So wird uns von einem Könige der Bucinobanten (einem Stamme der Alemannen) erzählt, der Macrian hieß, im Jahre 371 in Wiesbaden (bei den Mattiaker Wassern) residirte und hier von dem römischen Kaiser Valentinian überfallen ward, sich aber noch rechtzeitig in die Taunusberge flüchtete, und kurz darnach mit Valentinian unter großen Feierlichkeiten bei Viebrich ein Bündniß und Frieden schloß. Ebenso wird uns von einem Alemannischen Königssohne, Rando, berichtet, daß derselbe (um 367) hinter den Felsenwällen auf dem Altkönig gewohnt und sich hier verschanzt habe, um die jenseitigen Römer zu bekriegen und die Beute von Mainz hierher zu bringen. Wegen seines hochherzigen edelmüthigen Benehmens gegen eine schöne ihm als Kriegsbeute überbrachte gefangene römische Jungfrau, die er ihrem Bräutigam wieder zurücksandte, hat man diesem alemannischen Königssohne mit Recht den Beinamen eines „deutschen Scipio“ verliehen. — Außer der altdeutschen Freiheitsliebe, der wir's zu danken haben, daß unser Vaterland nicht römisch wurde, wird aber an unseren Vorfahren als die schönste Zierde ihres deutschen Namens hochgerühmt die deutsche Treue und Ehrlichkeit. Denn die Germanen waren nicht blos ein Volk der That, sondern auch ein Volk der Gesinnung. Der Schöpfer hatte ihnen ein ernstes und tiefes, treues und weiches Gemüth verliehen, ein für das Gute und Rechtshaffene empfängliches, warm schlagendes Herz, eine Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, durch welche das deutsche Volk sich wesentlich unterschied von den speculativen Griechen und den zum Herrschen und Ordnen berufenen

Römern. Das gegebene Wort war ihm heilig; bei ihm galt in Wahrheit der Spruch: Ein Wort, Ein Mann!¹⁰⁾ Lug und Trug lag ursprünglich nicht in dem deutschen Charakter und kam erst als die Frucht feinerer Weltbildung und der Berührung mit Ausländern auf den heimischen Boden; ebenso war heimlicher Ueberfall, verborgene Tücke als unmännlich bei unsern heidnischen Vorfahren verabscheut. Dasselbe gilt von der Wohlthut und überhaupt den Genüssen der gesteigerten Sinnlichkeit. Reinheit der Sitten war eine Zierde der deutschen Jugend; die preisgegebene Jungfräulichkeit fand keine Schonung. Wie reizend und schön auch ein gefallenes Mädchen war, sie blieb verachtet ihr Leben lang. „Denn“ (sagt der Römer Tacitus) „bei den Deutschen lacht Niemand des Lasters. Verführen und Verführt werden heißt nicht Zeitgeist. Dort gelten gute Sitten mehr, als anderwärts gute Gesetze.“ „Bei allen heidnischen Völkern hat erst das Christenthum die Frauen aus Staub und Schande zur Menschenwürde emporheben müssen; nur bei unsern Vorfahren galten die Frauen von Anfang an nicht nur überhaupt als Menschen, sondern sogar als der bessere, weil gemüthvollere, frömmere Theil der menschlichen Gesellschaft.“ Der Mann, der im Hause unumschränkte Macht hatte, ehrte das Weib als eine Mitgenossin von Freud und Leid, ja als ein der Gottheit in dem Himmel näherstehendes Wesen; er sah in der Frau „etwas Heiliges und Ahnungsreiches“ („sanctum et providum“ Tacitus). Die alten Deutschen hatten selbst Frauen zu Priesterinnen. Nicht genug gerühmt kann es werden, daß unter den deutschen Heiden keine Vielweiberei stattfand. „Sie sind“, bemerkt der Römer Tacitus, „sie sind fast die einzigen Ausländer, die sich mit Einem Weibe begnügen.“ Der Ehebund, die Grundlage alles bürgerlichen, familiären und gesellschaftlichen Wohlergehens, wurde heilig und unverlezt gehalten. Ehebruch war fast eine unerhörte Sache und wurde aufs härteste bestraft. Ein Beispiel von Letzterem sah der Missionär Landolf in einer deutschen Volksversammlung bei dem jetzigen Orte Hermannsburg (im Hannover'schen): „Einige junge Männer brachten ein langes und breites Flechtwerk von Tannenzweigen herbei, legten es vor dem Steinaltar nieder und entfernten

sich dann, kamen aber bald mit einem Manne und einer Frau zurück, die des Ehebruchs angeklagt und überwiesen waren. Ein Kläger trat vor und wiederholte die Klage vor dem Vorsteher der Landgemeinde; dieser befragte die Angeklagten, ob dem also sei und ermahnte sie, die Wahrheit zu bekennen, da noch nie ein freier Deutscher gelogen habe. Und als die Schuld von den Angeklagten bekant worden war, traten zuerst die Verwandten hervor und spieen in das Angesicht des Schuldigen; dann wurden dem Manne die Waffen abgenommen, ihm und dem Weibe die Hände und Füße zusammengebunden, und so wurden sie in einen tiefen Bruch hineingeworfen, das Flechtwerk über sie gedeckt und dieses sammt den darunter befindlichen Leibern der Ehebrecher zuerst von den nächsten Verwandten in den tiefen Sumpf hineingetreten. So kamen die Ehebrecher schändlich um.¹¹⁾ — Ja der Mann durfte das ehebrecherische Weib, wie der Vater die unzüchtige Tochter, ohne Weiteres tödten; ebenso konnte er mit dem Verführer verfahren, und wenn er das nicht wollte, so konnte er denselben verkaufen. Strafte nicht der Mann des pflichtvergessene Weib, so stießen sie die andern Frauen mit allen Zeichen der Verachtung von sich; sie mußte landesflüchtig umherirren, ohne irgendwo Ruhe zu finden. — Starb ein Ehemann, so heirathete die Frau selten wieder. Auch konnte ein deutsches Mädchen nicht um des Geldes willen geheirathet werden, da sie nur einige Waffen für den Mann und sonstige Kleinigkeiten, wie Kleidungsstücke, Weißzeug, Schmuckachen, als Mitgift von ihrem Vater erhielt. Durch dieses Alles hatten unsere heidnischen Ahnen ein wahres Familienleben. Selbst erzogen die deutschen Frauen ihre Kinder, selbst nährten sie dieselben an ihrer Brust. In dem von heiligen und guten Sitten umschirmten und darum selbst reinen und keuschen Familienleben unserer Väter fand das Evangelium von Christo einen so günstigen Boden, wie ihn die ganze antike Welt nicht zu bieten vermochte. — Eine andere, mit Recht gepriesene Tugend unserer heidnischen Ahnen war die gegen Fremde geübte Gastfreundschaft, die oft mit großmüthigem Edelmuthe verbunden. Man hielt es für eine Sünde, einen unbekanten Wanderer von der Thüre zu weisen; daß derselbe mindestens 3 Tage beherbergt ward, verlangte die allgemein verbreitete Sitte; er wurde weder nach Stand, noch Namen gefragt. Kam selbst ein Fohneid in die

Hütte, so fand er volle Sicherheit, konnte so lange bleiben, bis der letzte Bissen mit dem Wirth getheilt war, der ihn dann noch bis zur nächsten Hütte begleitete, um ihm da Aufnahme zu bereiten.

Rühmenswerth war endlich noch bei unseren Ahnen die Pflege des Rechtswesens. Kein Gericht wurde damals heimlich gehalten; die Rechtspflege war öffentlich, mündlich und höchst einfach. Das ganze Volk selbst übte sie, indem es aus seiner Mitte (sowohl für die niederen Centgerichte, als für die höheren Gaugerichte, die Gewalt über Leben und Freiheit hatten) erfahrene, angefehene, unbefoldete und unbesholtene Männer erwählte (Schöffen), welche das Urtheil „fanden“ und das Recht „wiesen“, und einen Richter (den Grafen, Grauen), der die Ordnung hegte, das gefundene Urtheil verkündete und dessen Vollstreckung besorgte. Er saß bei den öffentlichen Volksversammlungen, die in der Nähe eines heiligen Haines gehalten wurden, damit das Gefühl der gegenwärtigen Gottheit jeden Anwesenden durchschauere und zur Gewissenhaftigkeit treibe, unter freiem Himmel, am hellen Tage, auf der sogenannten „Malstätte“, einer Bergeshöh, auf einem Stuhle, angethan mit einem Mantel und einen Stab in der Hand, beides zum Zeichen seiner Gewalt, und ließ in dem zum Hegen des Gerichts abgesteckten Raume Kläger und Beklagte vor sich und die Geschworenen treten. Solcher Gerichts-(Mal-)stätten für alle Gemeinden einer ganzen Umgegend gab es manche in unserem Herzogthum; so z. B. in dem heiligen Haine bei Dittkirchen (der „Reckenforst“ genannt); im Amte Herborn bei dem Dorfe Hörbach hat sich bis jetzt noch der Steinring der alten Malstätte „Ruchesto“ erhalten (jetzt Rittersto genannt¹²⁾); ferner befand sich eine solche Malstätte zu Eschborn (Amt Höchst), zu Märvels (i. Marienfels), zu Costene oder Costheim (Amt Hochheim), auf der Rheininsel Lützelan (bei Winkel) &c. Die Gegenstände, über welche Gericht gehalten wurde, betrafen Verletzungen von Leib und Leben, von Freiheit und Ehre, Eingriffe in Besitzrechte, Verbrechen gegen das Vaterland. Als Beweismittel galten Zeugenaussagen und Eid oder Gottesurtheile. Das Endesurtheil wurde nach sofort und öffentlich erhobener Bertheidigung und Untersuchung sogleich mündlich gefällt. Die gewöhnlichen Strafen bestanden in Erlegung von Waffen, Vieh &c. Todesstrafe gab's meist nur für die Sclaven und für Landesverräther; letztere empfingen damals noch

den rechten Lohn, der ihnen gebührte: den Strid; Kerker gab's nicht; die Leibeigenschaft war als Strafe für gewisse Verbrechen schon bitter genug; Feiglinge, Mordelörder, Ehebrecher Meineidige und sonstige Schandbuben wurden in Sumpf und Moor geworfen und kamen (wie man glaubte) in die Wasserhölle. Die Geschworenengerichte unserer Zeit sind Nichts, als eine Rückkehr zu der guten alten Sitte unserer Vorfahren. —

Wer unter uns muß sich nicht, Angesichts dieser Thatfachen, freuen, von solchen Ahnen entsprossen zu sein! Mit Recht können wir wiederholt sagen: unsre deutschen Vorfahren waren ausgezeichnete Heiden, begabt mit einem schönen Eigenthum natürlicher Tugenden und unverdorbener Sitten, mit einem einfachen, durch keine Ueberkultur verkehrten und verdorbenen Naturfönn. Was mußte nicht aus diesem Volke werden, wenn der Geist des lauterer Christenthums es völlig durchdrang, seinen Tugenden eine höhere Weihe und edlere Richtung gab, seine Laster der Rachsucht, Slaverei, Trunksucht, Spielwuth u. dergleichen, ihm Sinn zur Pflege der Künste und Wissenschaften einflößte; wenn es statt des Aberglaubens an seine erdichteten, nichtigen Göttergestalten den Glauben und die Liebe zu dem wahrhaftigen unsichtbaren Gott, dem allmächtigen und liebevollen Vater unser Aller durch Christum, den Erlöser, kennen lernte und in sich aufnahm, der allein der menschlichen Seele den rechten Frieden und die göttliche Kraft zu allem Guten zu verleihen vermag! — Das Christenthum, welches die Römer und Griechen erst zur Zeit ihres geistigen und sittlichen Verfalls als etwas Fremdartiges sich aneigneten, war Nichts, was dem Deutschen völlig fremd und widerwärtig sein konnte; es mußte der deutsche Charakter, das Gemüth des deutschen Volkes, welches damals noch in der Kindheit seines Daseins stand, im Gefühle seiner Kraft und seines Wohlseins, und eine Fülle unentwickelter Anlagen und Naturgaben mit einem empfänglichen Sinne für Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge, für Göttliches und Ewiges befaß, durch die christliche Religion nicht nur seine rechte Entwicklung, sondern auch die Vollendung seiner selbst finden.¹³⁾ — Doch wollen wir es nicht verschweigen, daß zu der Zeit, als das Evangelium in die Gauen unsres Vaterlandes kam, die altdeutsche Sitte und Sittlichkeit schon vielfach gewichen war. Und woher war dieses Uebel ge-

kommen? — Aus Rom. Dort hatten unsre deutschen Ahnen in ihren mannigfachen Berührungen mit dem römischen Volke zuerst den Werth des Geldes kennen und schätzen gelernt; das wußten die schlauen Römer zu benutzen, um den deutschen Charakter zu verderben; sie machten in unsern Landesleuten die Habsucht rege und nährten den Geiz; Deutsche wurden bestochen, gegen Deutsche zu streiten, und so gerieth die germanische Tapferkeit in den Dienst des Mammons. Eine Abweichung von der väterlichen Sitte rief aber andere hervor; aus der durch und durch verderbten römischen Kaiserstadt brachten die deutschen Jünglinge manche Sittenverderbnis in ihre väterliche Heimath mit zurück. Ein Jahrhundert nach Christo hätten unsere Vorfahren nicht mehr, wie früher im Theater zu Rom öffentlich ausrufen können: „Kein Geschlecht der Sterblichen geht den Germanen in den Waffen und in der Treue voran!“ — Gerade in dem südlichen Theile unsres jetzigen Herzogthums, in dem von den Römern eine Zeitlang eroberten Theile zwischen dem Pfahlgraben und dem Rheine und Main, hatten letztere viel römisches Wesen eingeführt. Hier hatten sie manche den römischen Göttern gewidmete Tempel und sonstige Denkmale errichtet (zu Marienfels soll z. B. ein römischer Markttempel gestanden haben); ja sogar der orientalische mit den eusebischen Geheimnissen verbundene persisch-parthische und egyptische Sonnendienst war durch die Römer auf den Boden unsres Nassauischen Landes verpflanzt worden, wie dies der nach 1400-jähriger Verschüttung unlängst (1826) bei Hedderheim im „Heidenfeld“ wohlbehalten wieder aufgefundene, unterirdische Mithras-tempel mit seinen 7 Altären noch jetzt bezeugt. Leider ließen auch die unter den Römern wohnenden Nassauischen Mattiaken sich vielfach verleiten, ihr achtdeutsches Wesen Preis zu geben; sie nahmen nicht bloß römische Verfassung, sondern auch manche römische Sitten und sogar römische Götter an. In Wiesbaden werden aus jener Zeit noch dormalen manche Reste von Standbildern und andern Denkmalen aufbewahrt, welche „Launenische“ und insbesondere Wiesbadener Bürger den römischen Göttheiten Jupiter, Mercur, Mars, Juno, Minerva, Hercules, der Mutter Hestia u. dergleichen gewidmet.¹⁴⁾ — Dieser traurige Umstand aber, daß unsre deutschen Vorfahren römischer Unsitte unter sich Raum gaben, weist uns auf einen weiteren Mangel in dem Cha-

rakter der Germanen hin, der ein Erbübel unsres Volkes geworden ist, nämlich auf die trotz aller Vaterlandsliebe doch bei ihnen herrschende Neigung zur Fremdländerei, auf den Mangel an Nationalgefühl, welches die eignen von Gott unsrem Volke verliehenen köstlichen Lebensgüter nicht genug achtet und würdigt. — Dieses große Uebel hat mit dem andern Uebel der unter den deutschen Stämmen herrschenden Uneinigkeit bis auf den hentigen Tag unser Vaterland gar oft in Glend, Schmach und Schande gestürzt; sie haben auch auf die Gestaltung des deutschen religiösen Lebens (wie wir noch näher hören werden) den bejammernswerthesten Einfluß geübt! —

Anmerkungen.

Zum ganzen ersten Capitel vergleiche: Grimm's und Simrod's deutsche Mythologien; G. Strad's Missionsgeschichte der Deutschen, Leipzig 1860; Dr. G. Seibert's deutsche Abende, Vorträge über die ursprüngliche Religion der Germanen, ihren Nationalcharakter u., I. Thl. Barmen 1859, ein treffliches Buch; Krafft Kirchengeschichte der germanischen Völker, I, 1 u. 2) Ueberbleibsel altgermanischer Waffen, Büffel, Schmuckstücken u. finden sich noch manche im Museum zu Wiesbaden. Vgl. Klein, Denkmale germ. Urzeit auf dem Westerwalde. Wiesb. 1860. — 2) Daß auch dieser Mann, der als Kaiser (361 — 363) die christliche Religion von der Erde zu vertilgen trachtete, aber unter dem Ausrufe: Du hast doch gestagt, Galiläer! gestorben sein soll, unsre nassauischen Vorfahren eine Zeitlang bedrängte, ist eine Thatsache, die jeden Nassauer interessiren muß. — 3) In Gms (vicus Ambiatinus) soll sogar im Jahre 8 vor Christo ein Kaiser des römischen Reiches, Caligula, das Licht dieser Welt erblickt haben; die Mutter dieses Kaisers, Julia, (die von Ovid unter dem Namen der Corinna besungene schöne Enkelin des Kaisers Augustus) hielt sich grade damals in Gms auf. Hier hat man auch noch manche im Wiesbadener Museum aufbewahrte römische Denkmäler aufgefunden. — 4) Mit diesem Namen wurden daher später alle nichtchristlichen Religionen benannt. — 5) Der verstorbene Archiobirector Friedemann hat zwar (in den Annalen des Nass. Alterthumsvereins IV. Bd., 2. Thl., S. 382) die Herleitung einer Anzahl Nass. Ortsnamen von den altgermanischen Götternamen zu bestritten versucht, findet es 3 B. passender, „Dornburg“ vom gemeinen Dornstrauch abzuleiten, „Eichborn“ von der „Eiche“ u.; andere Gelehrte stimmen ihm jedoch hierin nicht bei. — 6) Heber, in seinem verdienstvollen Buche „über die vorarlbergischen christlichen Glaubenshelden am Rhein und deren Zeit, Frankfurt a. M. 1858“ — erwähnt auch die Meinung, daß man die sprüchwörtliche Bezeichnung der „blinden Hessen“ von den „Kbagen“ herleite, die bekanntlich blind geboren werden. Abergläu-

bische Redensarten im Volke, die noch jetzt auf die ursprüngliche Kagenverehrung hinweisen, sind 3. B.: „Wer die Kagen nicht leiden kann, bekommt keine schöne Frau“; von einem Mädchen, welches schlechtes Hochzeitsweiber hat, sagt man, „sie habe die Kage nicht gut gefüttert“; „wenn eine Kage sich pudt und wäscht, gibts Regen; wenn sie am Grase nagt, ein Gewitter“ u. — Die Herleitung des Namens der „Keger“ von Kagenverehrern (im Gegensatz zu der gewöhnlichen von Kadagor) gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß in Flandern und im Elsaß im 10. Jahrhundert unter den dortigen Christen die geschichtlich erwiesene Sitte bestand, öffentlich an bestimmten Tagen Kagen durchsprüngen oder auf Ostein eine Kage öffentlich zu verbrennen, um dadurch die Lossagung vom Heidenthum zu bezeugen. — 7) Heber, in dem angeführten Buche. — 8) Viele der alten Sagen und Märchen unseres Landes finden sich zusammengestellt in dem sehr empfehlenswerthen Buche: „Das Herzogthum Nassau in malerischen Original-Ansichten seiner interessantesten Gegenden u., begleitet von einem topographischen Text. Darmstadt bei G. Lange 1857“, und in „M. Henninger's Sagen Nassaus, Wiesbaden bei A. Scholz, 1845.“ Sollen wir die vielen in unserm Volke noch befindlichen, aus dem germanischen Heidenthum stammenden Märchen und Sagen ohne Weiteres unterdrücken und vernichten? „Das sei ferne“, antwortet hierauf mit Recht Seibert in dem angeführten Buche: „Was wäre unsere Kindheit ohne die lieblichen Märchen von Schneewittchen und den Zwergen, von Dornröschen und Frau Holca. Ja, was wäre unsere deutsche Poesie ohne den unterschöpflichen Vorn deutscher Sagen und Märchen, ohne diese breite Grundlage der Feen, Elfen und Zwerge? Was gibt es Schöneres zu lesen, als Dieks Marie, die Eisenkönigin, als Fouque's wunderliebliche Undine? Göthe's Balladen ruhen ganz und gar auf jenem Volksglauben an geisterhafte, den Menschen schmeichelnde, ihn aber ins Verderben lodende Wesen und stellen uns den Kampf des Menschen mit diesen feindlichen Naturgewalten dar. Ich erinnere nur an den Erlkönig und den Fischer. (Heine's Loreley). Daneben aber sagen wir: Gelobet sei Gott, der uns in Christo berufen hat aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte!“ — Es ist genug, dahin zu wirken, daß die alten Mythen nicht mehr Glaubensangelegenheit dem Volke sind. — 9) Wer die vielen, meist aus dem germanischen Heidenthum stammenden abergläubischen Meinungen, Gebräuche u. unsres Volkes näher kennen lernen will, der lese einmal „Wuttke's deutscher Aberglaube. Hamburg 1859“ (268 Seiten). — 10) Daß dieser männliche Sinn auch unter unsren nassauischen Vorfahren herrschend war, bezeugt noch im 17. Jahrhundert ein denkwürdiger Ausspruch des berühmten, zu Lieberhadamar geborenen, seit 1663 in Hessen-Cassel'schen Diensten stehenden Generals Peter Eppelmann (Wesander), der dem damaligen österreichischen Kaiser auf dessen Aufforderung, in kaiserliche Dienste zu treten, die Antwort gab, „das könne er jetzt nicht thun, denn er habe dem heßischen Landgrafen sein Wort gegeben und er sei ein Deutscher und noch dazu ein Westerwälder, was so viel gelte, wie 2 Deutsche!“ — Aus dem 13. Jahrhundert berichtet uns eine Sage, der Kaiser Rudolf von Habsburg habe einst bei der Belagerung der bei Eltwille gelegenen Scharfensteinburg dem diese Festung vertheidigenden Rheingrafen

freien Abzug und hohe Würden anbieten lassen, wenn er seine verbündeten Freunde mit der Burg übergebe. Als aber der Graf dem Kaiser sagen ließ: „Ein Wort, ein Mann!“ ertheilte Rudolf, gerührt von der unbestechlichen Treue des Grafen, der ganzen Befragung Gnade! Aus der neueren Zeit erinnern wir nur an die Grabschrift, welche der acht deutsche Minister von Stein seinen in der Familiengruft zu Frölich ruhenden Vater widmete: „Sein Nein war Rein gerecht, sein Ja war Ja vollmächtig, seines Ja war er gedächlig, sein Mund, sein Grund einträchtig, sein Wort, das war sein Siegel.“ — ¹¹⁾ f. „Harms, Heermannsbürger Missionsblatt. Dresden 1854 (S. 129).“ — ¹²⁾ f. über diese Maßhätte einen Aufsatz D. Vogels in den nass. Annalen, II. Bd., 2. Heft, 1834, S. 100 ff. — ¹³⁾ „Der jugendfrische Geist der Germanen war das rechte Gefäß für das Christenthum. Hier wohnte eine ungemeine Befähigung, das Evangelium aufs Tiefste zu erfassen, ins innerste Wesen aufzunehmen. Hier war schon vor der Einwirkung des Evangeliums ein Ueberwiegen des Ethischen über das Natürliche, ein Herausstreben des Geistes aus dem, was vergänglich ist. So sagt ein für unser Volkthum begeisterter Gottesgelehrter: Welche Werthschätzung der Persönlichkeit liegt in der germanischen Liebe zur Freiheit, und wie leicht mußte ein Volk, welches in dieser Liebe stand, in die Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes eindringen! — Die Treue, mit welcher der deutsche Mann Heeresfolge leistete, die Hingebung des Herrn für den Mann und des Mannes für den Herrn — wels' ein Gefäß für die Treue, welche dem Herzog der Seligkeit gebührt!“ f. Prof. Schulz (in Weilburg) Programm „über die Bedeutung der germanischen Studien für die Gegenwart, insbesondere für das Gymnasium. Weilburg 1860.“, eine werthvolle Abhandlung. — ¹⁴⁾ Große Verdienste um die Aufhellung der Geschichte des Aufenthalts der Römer in unserem nass. Lande hat sich der Alterthumsverein erworben, wie dieß schon die „Annalen“ desselben beweisen. Vgl. auch „Dr. Rossels römisches Wiesbaden.“ Namentlich schätzenswerth sind die Ausgrabungen der römischen Ruinen von Hedernheim und Mariensels, die deutschen „Herculaneum und Pompeji.“ Ueber den Mithrastempel f. Annalen I, S. 174 und II, 2 S. 16 und II, 1 S. 3 ff.; über die von Nassauern den römischen Göttern gewidmeten Standbilder vgl. Ann. I, 2 S. 22 und II, 2 S. 110 u. — Erfreulich ist es indeß zu lesen, daß auch unsere nassauischen Vorfahren Alles aufboten, um dem Eindringen römischer Gewalt und römischen Wesens entgegenzuwirken. So versuchte z. B. der genannte christenfeindliche Julian auch über das Taunusgebirge seine Macht auszu dehnen; hier aber hatten unsere Vorfahren in dichten Wäldungen, Gräben, Hohlwegen und Schlupfwinkeln sich verborgen, auf den Erbfeind lauend, und dieser wagte es nicht weiter, als 10,000 Römerjahre vorzudringen. — Später wollten die Römer vertragwidrig einen Grenzwall gegen die Alemannen auf dem jetzigen Reifenberg erweitern, da übersiehlten aber die hierüber entrüsteten Alemannen sämmtliche an dem Walle arbeitenden römischen Kriegerleute und tödteten dieselben mit sammt ihren Führern, so daß kaum ein einziger Mann entkam (ein Notar Syagrius), der die Kunde des Ueberfalls dem harten Soldatenkaiser Valentinian überbrachte, von diesem aber deshalb abgesetzt und in die Verbannung geschickt wurde. —

Zweites Kapitel.

Wie, wann und durch wen der christliche Glaube in das Landesgebiet unseres jetzigen Herzogthums eingeführt ward.

(Vom 4.—8. Jahrhundert.)

In unserer ersten Betrachtung haben wir gesehen, wie unsere ältesten Vorfahren „im Schatten ihrer heiligen Haine den Bildern ihrer Phantasie, ihren Göttern Wuodan, Donar und Ziu Opfer brachten, wie sie ohne Erkenntniß des lebendigen Gottes und wenn auch nicht ohne, doch mit verkehrter Hoffnung des ewigen Lebens dahin lebten; wie sie ausgerüstet mit den edelsten Anlagen des Leibes und der Seele, geschmückt und geziert mit schönen natürlichen Tugenden, doch dahinlebten voll eitlen Wahnes, gleichsam in edlen Gefäßen schlechten Inhalt tragend; — wir sahen aber auch unsere Ahnen in ihren natürlichen Lastern und Sünden, in ihrem ewigen Kauf- und Fehdeleben, in der Blutarbeit ihrer inneren Kämpfe und auswärtigen Kriege, in der Blutarbeit ihrer Rache, wir sahen sie in ihrer unverstandenen Sehnsucht nach Erlösung und in ihrer Befähigung und Zubereitung für das Evangelium.“ — Wir wollen nunmehr die Männer kennen lernen, welche im Gebiete unsers Nassauischen Vaterlandes kühn und muthig an die Vollwerke des alten germanischen Heidenthums Hand anlegten und die Saat des christlichen Glaubens ausstreuten. „Sie sind es werth, daß wir ihnen unsere Aufmerksamkeit widmen; denn sind es auch keine Helden, wie sie die Weltgeschichte rühmt, keine Schlachtenlenker, Länderverwüster und Eroberer, so sind es doch wirklich Helden, aber Helden anderer höherer Art, Helden des Glaubens und der Liebe, Helden, die mit dem